

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 2

Artikel: Tierhaltung zu Hause und Tierbetrachtung im Zoo
Autor: Hediger, Heini
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1078990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tierhaltung zu Hause und Tier-

Von Prof. Heini Hediger

Ausgehend von seinen vielfältigen Erlebnissen weist uns der bekannte Tierpsychologe und Zoodirektor von Zürich in diesem Aufsatz Fehlschlüsse und Fehlgefühle nach, denen der Mensch offenbar kaum auszuweichen imstande ist. Furchtbar sind oft die Folgen, die wir dem Tier aus der falschen Vermenschlichung heraus zufügen, und merkwürdig sind die Schlüsse, die wir aus unseren Beobachtungen in einem Tiergarten ziehen. Hier sind für den Alltag wohl einige Korrekturen anzubringen. Wer sich noch detaillierter informieren möchte, sei auf die beiden Bücher von Professor Hediger «Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus» und «Mensch und Tier im Zoo» hingewiesen.

B. H.

Die Zoologischen Gärten beschäftigen sich mit lebenden Tieren, mit Tieren aus aller Welt, mit Tieren, die mancher nicht einmal dem Namen nach kennt.

Aber es handelt sich um Tiere. Und jedermann, der sich zuhause einen Schoßhund, eine Katze, einen Goldhamster, Kanarienvogel oder Goldfisch hält, hat eben die Überzeugung, über Tiere schlechthin Bescheid zu wissen.

Sehr oft handelt es sich bei solchen «Spezialisten» um Leute mit eher bescheidener Erfahrung. Sie glauben, daß Tiere wie Menschen zu behandeln seien und machen sich damit eines Kapitalfehlers schuldig.

Wenn ich mir vornehmen würde, allen Mißverständnissen im Zoo vorzubeugen und bereits eingetretene zu korrigieren, dann müßte ich Tag und Nacht schreiben.

So gelehrt!

Meine Mitarbeiter und ich lassen keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne darauf hinzuweisen, daß Affen nicht in Privatwohnungen gehören. Ein einzelner Affe ist sowieso ein Unding, ein bedauernswertes Geschöpf; denn Affen sind durchweg soziale Tiere, die sich nur im größeren Verband mit Artgenossen oder im Familienverband wohlfühlen.

Wer sich also einen einzelnen Affen anschafft, macht sich in unseren Augen bereits der Tierquälerei schuldig. In der Tat liegen die Motive dazu allermeist in reinem Egoismus, vielmehr als in gesunder, opferbereiter Tierliebe. Das Äffchen muß – eingestanden oder uneingestanden – dem persönlichen Amusement oder Prestige dienen!

Kürzlich wurden von der Polizei Funktionäre des Zürcher Zoos angefordert, weil im Zimmer einer älteren Serviettochter gleichzeitig ein Affe und ein Brand ausgebrochen waren. Die dumme Affenfreundin hatte dem gelehrigen Tierchen beigebracht, Zündhölzer zu verwenden, und sie war stolz auf diese Dressurleistung!

Und eines Tages zertrümmerte nun der Affe seinen viel zu leicht gebauten Käfig, trieb sich im Zimmer herum, fand Streichhölzer, zündete sie in Abwesenheit seiner Herrin an und verursachte auf diese Weise einen ganz gehörigen Brand. Der Schaden war groß. – Man weiß manchmal nicht, ob man mehr über die Toleranz der Polizei oder über die Großzügigkeit der Versicherungsgesellschaften staunen soll.

Was den Kanton Zürich anbetrifft, so steht gottlob ein Gesetz in Aussicht, das hoffentlich auch von anderen Kantonen oder gar von der Eidgenossenschaft übernommen werden wird, laut welchem die Haltung von Affen, Raubtieren, Giftschlängen usw. von einer besonderen Bewilligung abhängig gemacht wird. Dadurch wird viel Unfug mit Tieren, viel unnötige Quälerei und manche Gefährdung von unbeteiligten Mitbürgern ein Ende finden.

Wir Zooleute betrachten es als ein Glück, daß das Eidg. Veterinäramt am 15. 2. 1968 die Einfuhr von Affen verboten hat. Der Zürcher Zoo hat schon vor längerer Zeit die Annahme von geschenkten Affen verweigert, und zwar aus folgenden Gründen: Affen und Menschen stehen einander – zoologisch gesprochen – so nahe, daß sie neben vielen «lustigen» Eigenschaften auch die gemeinsam ha-

ben, daß sie für dieselben Krankheiten, vom Keuchhusten bis zur Syphilis und von der Tuberkulose bis zu verhängnisvollen Virusinfektionen anfällig sind.

Jeder neue Affe bedeutet deshalb für den Affenbestand eines Zoos grundsätzlich eine Gefahr.

Die Gefahr geht aber noch weiter; sie besteht nicht nur bei den Infektionskrankheiten und Parasiten, sondern auch in sozialer Hinsicht: Die Donatoren, welche dem Zoo irgendeinen Affen «schenken» (das heißt ihn loswerden und in den Zoo abschieben wollen), glauben oft, damit den Affen und dem Direktor einen Gefallen zu erweisen. Sie meinen, daß die im Zoo wohnenden Affen einen Neuankömmling sozusagen mit offenen Armen in ihre Gemeinschaft aufnehmen. – Das Gegenteil ist aber die Regel! Ein neuer Affe, zumal ein männlicher, ist im vorhandenen Verband ebenso wenig willkommen wie ein Fremdling in einer menschlichen Familie. Es kommt oft zu schweren Kämpfen oder gar zur Tötung des fremden Artgenossen. Affen sind für ein Leben im Herdenverband geschaf-



Ein gefangengehaltener Kapuzineraffe ist ausgebrochen und hat einen Zimmerbrand verursacht.

fen. Ein echter Tierfreund wird niemals einen einzelnen Affen halten. Es ist zudem nicht nur unhygienisch, sondern oft auch recht gefährlich: Geschlechtsreife Affen verfügen über Körperkräfte, die gewöhnlich weit unterschätzt werden!

Ein weiteres Verhängnis der Affenhaltung in Privatwohnungen besteht darin, daß das harmlose Milchgeiß der Affenkinder im Laufe der Jahre ersetzt wird durch das starke, definitive Geiß, in welchem besonders die Eckzähne des Oberkiefers zu schlechthin unheimlichen Dolchen heranwachsen, die für den Pfleger eine sehr ernste Gefahr darstellen. Es können damit nicht nur schlimme Wunden gesetzt werden, sondern auch weit schlimmere, lebensgefährliche Infektionen, gegen welche selbst die neuesten Antibiotika unter Umständen nicht helfen. Ich denke an neue, noch weitgehend unerforschte Virusinfektionen, die selbst unter den bestinformierten Affenforschern Opfer gefordert haben.

«Örtchen» nicht akzeptiert

Allzu oft konnten Menschen nicht widerstehen, wenn sie in einer Tierhandlung ein kleines, niedliches Äffchen entdeckten, das scheinbar lustig herumturmt und mit erwartungsvollen Augen auf seinen Befreier harrt. Vergleichend-psychologisch untersucht wirkt sich hier eine Aktivierung des menschlichen Brutflege-Instinktes aus, der sowohl dem Mann wie der Frau angeboren ist. Naive Gemüter kommen von einem solchen Tierlein nicht mehr los und kaufen es in einer Gefühlaufwallung, ohne sich über die praktischen Folgen dieses verhängnisvollen Entschlusses klar zu sein.

Man müßte zum Beispiel wissen, daß Affen nicht stubenrein gemacht werden können; sie gehören zum Typus der diffusen Kotabgabe, ganz im Gegensatz etwa zu Hund und Katze und Goldhamster. Im Freileben entleert der Affe Darm und Blase in den Baumkronen oft in bedeutender Höhe über dem Boden. In diesem Lebensraum ist dieses Verhalten durch-

aus zweckmäßig. Lokalisierte Kot- und Harnabgabe wäre ganz unbegründet.

Wer je mit urtümlichen Naturvölkern zusammen gelebt hat, der weiß, daß auch der Mensch von Natur aus so geschaffen ist, daß Darm- und Blasenentleerung nicht an eine bestimmte Örtlichkeit gebunden sind, sondern ebenfalls diffus erfolgen. Das «Örtchen» ist eine sehr späte Erfindung des zivilisierten Menschen, der aus Vernunftgründen, nicht aus Instinkt, sich wie ein Vertreter des lokalisierten Typus zu verhalten angewöhnt hat. – So weit kann man einen Affen einfach nicht bringen!

Sie müssen

Große Affen, selbst Menschenaffen wie Schimpanse, Gorilla, Orang Utan usw. stinken an sich keineswegs. Stinkend sind nur ihre Stoffwechselprodukte, wie das schließlich auch für andere Lebewesen gilt.

Die ganz kleinen, kaum eichhörnchengroßen Neuweltaffen aus Südamerika, wie etwa die sogenannten Seidenäffchen, die Uistitis und ihre Verwandten, stinken aber noch aus anderen Gründen: Sie haben die Eigenart, von Natur aus ihren Wohnraum, ihr Territorium markieren zu müssen. Mit ihrem stark duftenden Harn bringen sie die geruchlichen Besitzmarken an!

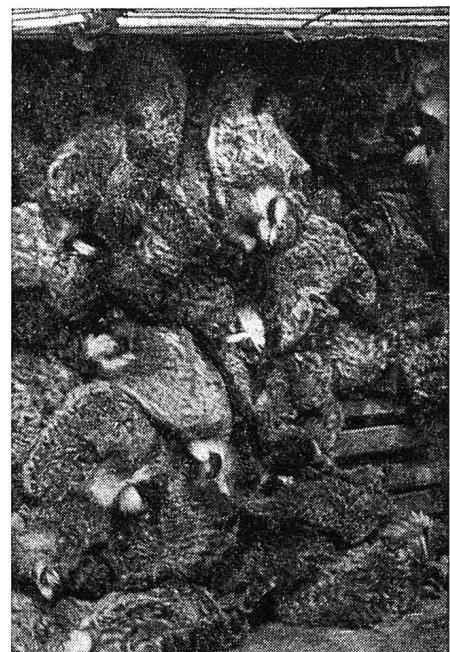
Das muß so sein, aus biologischem Zwang. Da hilft keine Reinigung und kein Baden – im Gegenteil. Je «sauberer» man solche Äffchen halten will, desto mehr sind sie gezwungen, ihren Duftstoff überall zu deponieren, die ganze Umgebung damit «einzureiben».

Vor einigen Jahren wurde ich in die Wohnung einer alleinstehenden Dame von Amtes wegen zu einer Untersuchung gerufen, weil sich im Haus ein unausstehlicher Gestank verbreitete. Die Dame hatte ein Paar jener sogenannten Seidenäffchen im Zimmer in einem etwa einen Kubikmeter großen Käfig gehalten und gut gepflegt – was keinesfalls die Regel ist. Die Tierchen wurden mit gutem

Futter, mit Vitaminen und Insekten versehen und gediehen so gut, daß sich Nachwuchs einstellte und der Käfig bald zu klein war. Sie waren auch so zahm, daß man sie im ganzen Zimmer freilassen konnte, so daß sie genügend Bewegung hatten. Tierpflegerisch war also in diesem Ausnahmefall alles in Ordnung – aber: Gerade weil sich die Tierchen so wohl und so zuhause fühlten, markierten sie auch kräftig... sie imprägnierten Tischdecken, Teppiche, Polstermöbel und Vorhänge derart intensiv, daß es für Menschen in ihrer näheren und weiteren Umgebung nicht mehr auszuhalten war.

Tierfreunde?

Eigentlich müßte der Wunsch, einen Affen als Haustier zu halten, schon eingedämmt werden können, wenn man sich überlegt, wie groß die Verluste sind, bis auch nur ein einziger gesunder Affe zu uns nach Mitteleuropa gelangt. Schon beim Fang gehen viele Junge zugrunde samt ihren



Seidenäffchen nach einem Luftransport: Von 138 starben 110 unterwegs. Solche Massenquälereien werden indirekt durch «Tierfreunde» veranlasst, die es trotz aller Warnungen nicht lassen können, Affen in Privatwohnungen halten zu wollen.

Tierhaltung

Müttern, die oft erlegt werden, damit man ihnen die Jungen abnehmen kann. Dann kommt die schwierige Zeit der Eingewöhnung in die Transportkäfige. Nur ein Bruchteil der Gefangenen erreicht das Sammellager, wo die Sendungen für Übersee vorbereitet werden. Ich habe solche Tierhandelslager gesehen, in denen Affen zu Hunderten gehalten werden: täglich werden die toten zusammengelesen und den Raubvögeln oder großen Reptilien verfüttert!

Und dann kommt die Vorbereitung für den Lufttransport, das heißt, es müssen möglichst viele Tiere auf engstem Raum zusammengepfercht werden, um die Transportkosten niedrig, den Profit hoch zu halten!

Nach dem Kriege sind sogenannte Tierhandlungen wie Pilze aus dem Boden geschossen und wurden vielfach von ebenso unerfahrenen wie gewissenlosen Leuten betrieben. Manchen kam es nur darauf an, Kisten voll Affen und anderen Tieren gut versichert an Bord eines Flugzeuges

zu laden. Das Schicksal der zusammengepferchten Tiere war ihnen völlig gleichgültig. – Im September 1956 hatten wir im Zürcher Zoo einmal einen im Transit von Südamerika nach Holland durchlaufenden Transport von «Seidenäffchen» zu betreuen: Von 138 Tieren waren bereits 110 tot. – Und das ist nur ein Beispiel!

Unwiderstehlich

Auf dem Gebiete unvernünftiger privater Tierhaltung ist schlechthin alles möglich: Eines Tages mußten wir zwei rachitische, mit bedenklichen Entwicklungsstörungen behaftete jungerwachsene Löwen übernehmen, die in einer düsteren Garage dahinvegetierten. Eine Dame hatte die Tiere als winzige, herzige Babies in einem Schaufenster gesehen und auf den Arm genommen. Und als sie dann nicht länger in der Stube zu halten waren, wurden sie eben in der erwähnten Lokalität versorgt.

Von Zeit zu Zeit gibt es auch in der Schweiz eine ausgesprochene Löwenschwemme, etwa damals, als ein Zirkus 27 junge Löwen gezüchtet hatte. Aus den niedlichen Babies entwickeln sich bald große Löwen mit einem ebenso großen Appetit – nota bene 50 Kilo Fleisch pro Tier und Woche.

Eine solche Löwenschar kann ihren Besitzer finanziell auffressen. Er muß sie loswerden, und zwar unter Umständen schnell. – Aber während einer Löwenschwemme ist das gar nicht so einfach, ja es kann unmöglich sein!

Diesen Fall versuchte man nun so zu lösen, daß man die überzähligen Löwen denen anhängte, die viel und relativ billiges Fleisch haben: den Metzgern. Was aber sollen Metzger auf die Dauer mit Löwen anfangen? Die gaben sie weiter an Gastwirte, an ländliche Wirtschaften, wo sie in verstärkten Hühnerhöfen und anderen Provisorien als Attraktion für ihre Gäste gehalten wurden.

Es war da eigentlich nicht verwunderlich, wenn es in der Folge weit in der Schweiz herum zu zahlreichen Unfällen kam. Angeheizte Wirt-

schaftsbewohner wollten ihren Kollegen zeigen, wie sie Löwen streicheln können! Und dann gab es ganz unnötigerweise zerfetzte Hände und Arme und andere schwere Verletzungen.

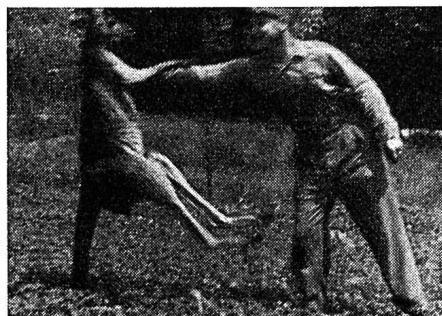
Auch von diesem Gesichtspunkt aus erweist sich das kommende Zürcher Tierschutzgesetz sicher als wünschenswert: Die Haltung von Raubtieren ist an Verantwortungen gegenüber Tier und Mensch gebunden und bedarf einer Kontrolle.

Verhängnisvolle Vermenschlichungen

Tief verwurzelt steckt in allen höheren Lebewesen die sonderbare Sucht, in ganz anderen Lebewesen – sofern man in einer gewissen Intimität mit ihnen lebt – Artgenossen zu sehen.

Das gilt für Mensch und Tier genau gleich: Der Mensch hat die verhängnisvolle Tendenz, Tiere zu vermenschlichen, und das Tier tut daselbe – der Hund sieht in seinem Herrn einen überlegenen Meutegefährten, einen Artgenossen, weswegen er ihm gegenüber etwa das sogenannte Schnauzenstoßen bei intensiven Begrüßungen zeigt. Der unterlegene Partner muß dabei dem überlegenen gegen die Schnauze stoßen, und da nun der Mensch seine Schnauze so hoch über dem Boden trägt und sich in der Regel nicht zu bücken pflegt, muß der Hund an ihm emporspringen, wobei oft die Kleider beschmutzt werden – und der Hund deswegen gerügt oder gar bestraft wird... Dabei wollte er doch nur seinem Art-Zeremoniell gegenüber dem «verhundlichten» Menschen genügen!

Diese Angleichungstendenz, die sich auf der Seite des Menschen als Vermenschlichungstendenz manifestiert und beim Tier als Vertierlichungstendenz, bildet eine unendliche Quelle von gegenseitigen Mißverständnissen. Der Löwe kann plötzlich durchs Gitter hindurch nach seinem Wärter schlagen, weil er eben in der Brunftzeit der Löwin eifersüchtig auf ihn ist. Der Tiger kann enttäuscht, ja



Es gibt auch die Vertierlichung des Menschen: Wenn der Wärter eine für ein Känguru provozierende Haltung einnimmt, kommt es zum Kampf. – Sobald er die aufrechte Haltung aufgibt und eine für Känguruuhbegiffe friedliche Stellung einnimmt, ist das Känguru beruhigt.

verbittert sein, wenn sein freundliches Begrüßungsprusten vom Pfleger nicht erwidert wird. Der Brunfthirsch wird dem vertrauten Wärter plötzlich gefährlich, weil er ihn als Rivalen mit dem Geweih bekämpfen muß.

Viel schlimmer als diese Situationen, gegen die man sich verständnisvoll vorsehen kann, sind die ungezählten Vermenschlichungen, die sich der Mensch ständig zuschulden kommen läßt. Vermenschlichung kommt eigentlich immer einer Tierquälerei gleich. – Ich denke da etwa an den Jockey, der nach dem Rennen «im stillen Kämmerlein» sein Pferd verprügelt, weil es vermeintlich aus bösem Willen den Sprung über ein Hindernis nicht ausgeführt hat – als ob das Pferd wie ein Mensch verstehen könnte, weshalb es hinterher Schläge kriegt! Und ich denke auch an die sogenannte Tierfreundin, die ihren Schoßhund bis zur völligen Verfettung und Atemnot mit Pralinen überfüttert und auf Seidenkissen bettet, anstatt mit ihm wacker spazieren zu gehen!

A propos Kissen: da ist die tragikomische Geschichte von unserer prachtvollen Zuchtlöwin Simba, die als winziges Jungtier in einem Straßengraben des Krueger Nationalparks von Tierfreunden aufgelesen und in Südafrika bis zur Halbwüchsigkeit aufgezogen worden war. Dann durfte das Tierchen nicht mehr länger in einem Privatgarten gehalten werden, man mußte – wie für ein Büsi – ein günstiges Plätzchen suchen.

Der Zufall wollte es, daß der Zürcher Zoo gerade auf der Suche nach einer schönen, gesunden Löwin war, und zudem fand sich ein Gönner, welcher den Flugtransport bezahlte.

Die junge Löwin reiste in einem soliden Transportkäfig, wie es sich gehört. Aber die Tierfreunde, welche sie bisher betreut hatten, machten eine typisch vermenschlichende, daher falsche Überlegung: Sie wollten es dem Tierchen auf der Reise besonders bequem machen und gaben ihm ein mit Holzwolle gefülltes Kopfkissen mit.

Nach Simbas Ankunft in Zürichstellten wir eine gänzliche Appetitlosigkeit und eine totale Verstopfung fest, die erst nach drei Tagen mit kräftigen Mitteln behoben werden konnte. Die Löwin hatte auf der Reise nicht die erwartete Verwendung für das Kissen gehabt, sondern hatte es kurzerhand aufgefressen! Löwen brauchen keine Kissen zum Reisen, man bereitet ihnen mit solchem Komfort nur Schwierigkeiten!

«Nur ein Krokodilchen»

Wenn Tierliebhaber wüßten, wie grausam sie im Grunde sind, würden sie bei der Anschaffung von Heimtieren zweifellos viel zurückhaltender sein, sich rechtzeitig an kompetenter statt an interessanter Stelle erkunden und sich möglicherweise eine gewisse Disziplin auferlegen.

Zugegeben, die Versuchung ist groß, wenn einem vor dem Abflug von Dakar oder Rio oder Bangkok von einem freundlich lächelnden Ein-geborenen ein Äffchen oder ein Krokodil-Baby angeboten wird, das sich so bequem in die Trag- oder Handtasche stecken läßt...

Man sollte sich aber auch vor Augen halten, daß ein «Krokodilchen», von der Winzigkeit einer Eidechse, von Natur aus dazu bestimmt ist, zu einem Reptil von mehreren Metern Länge heranzuwachsen. Wer von den Tausenden von Touristen, die solche Reiseandenken mitbringen, ist in der Lage, dem bedauernswerten Tier die Lebensbedingungen zu bieten, deren es wirklich bedarf? – Wir haben im Zoo in dieser Beziehung makabre Erfahrungen gemacht.

Es ist nun einmal eine unbestreitbare Tatsache, daß Krokodil-Babies sterben oder wachsen, daß aber die Behälter, in denen sie untergebracht sind, sich nicht vergrößern, sondern von Jahr zu Jahr kleiner und kleiner werden im Verhältnis zu ihrem Bewohner.

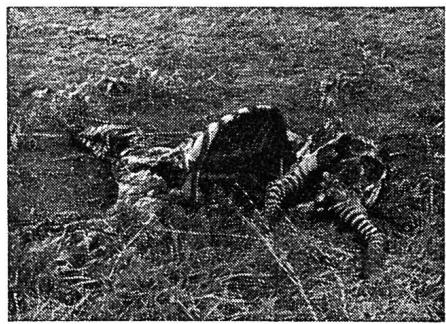
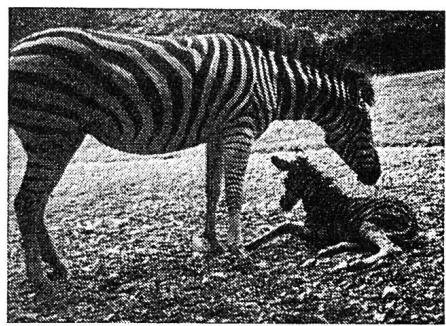
Wir haben es oft erlebt, daß uns solche Tiere angeboten wurden, die sich in ihrem Behälter nicht mehr ausstrecken konnten und daher

mehr oder minder schwere Entwicklungsstörungen aufgewiesen haben wie Mopsköpfigkeit, Stauchung der Wirbelsäule, Gebiß-Anomalien usw. – Der schlimmste Fall einer solchen Panzerechse war ein Exemplar, das in seinem Behälter tatsächlich im Rechteck herumgewachsen war, bis Kopf und Schwanz sich überlagerten und der ganze Körper eine Art Bretzel darstellte, der überhaupt nicht mehr gestreckt werden konnte... Es blieb uns nichts anderes übrig, als den bedauernswerten Krüppel schmerzlos zu töten.

Was heißt «frei»?

Auch gegenüber den im Zoo lebenden Tieren kann der Mensch oft die Vermenschlichung nicht lassen: Im Zoo-Tier wird gern eine Art bedauernswertes Gefangener gesehen.

Die Vorstellung, daß die sogenannt freilebenden Tiere tatsächlich frei leben, also im Genuß jener berühmten «goldenene Freiheit» stehen, die wir Menschen uns seit undenkbar Zeiten ersehnen – diese Vorstellung



Das Zootier steht im Genuss einer Sicherheit, die ihm in der «goldenene Freiheit» völlig fremd ist, denn hier verbreiten jede Nacht die Raubtiere Panik und Tod.

Tierhaltung

spunkt überall, ist indessen völlig verkehrt.

Unser Publikum hält auf zoologischem und auf tierpsychologischem Gebiet mit der Forschung viel weniger Schritt als auf anderen, besonders technischen Gebieten. Beim Anblick eines Autos oder gar eines Flugzeuges Modell 1913 springt jeder Mann die Altertümlichkeit der Konstruktion in die Augen, auf zoologischem Gebiet aber wird von weiten Kreisen immer noch ungefähr das als gültig erachtet, was im gleichen Jahr – 1913 – in dem klassischen, sehr verdienstvollen populärwissenschaftlichen Werk von Tiervater Brehm, in «Brehms Tierleben» dargestellt worden ist. Man vergißt, daß auch die Zoologie und innerhalb dieser Wissenschaft die Verhaltensforschung keinen Dornröschenschlaf gemacht haben, und daß inzwischen als eine neue wissenschaftliche Disziplin die Tiergartenbiologie begründet und ausgebaut worden ist. Wir wissen heute, daß die Vorstellung von der goldenen Freiheit lediglich ein menschlicher Wunschtraum ist. Ein Hauptergebnis unserer Forschungsarbeit in der freien Natur ist merkwürdigerweise das, daß die sogenannte freilebenden Tiere gar nicht frei leben, sondern in Wirklichkeit in räumlicher, zeitlicher und persönlicher Beziehung aufs engste eingeschränkt sind. Diese räumliche Unfreiheit möchte ich besonders hervorheben, weil es immer noch so viele Zoobesucher gibt, die glauben, daß die «Karmen» Tiere im Zoo zu wenig Platz hätten.

In der sogenannten freien Natur hat sozusagen jedes Tier einen Platz angewiesen, das heißt es muß diesen Platz erobern und dauernd – besonders gegenüber den eigenen Artgenossen – verteidigen. In der Verhaltensforschung heißt dieser Platz, dieser Teil der Erdoberfläche oder dieser Ausschnitt im Wasser das «Territorium».

Das Territorium ist also der vom Tier eroberte und verteidigte Grundbesitz, den wir im Freien genau aus-

messen und kartographisch darstellen können. Meist muß das Männchen diesen Grundbesitz erwerben, um innerhalb seines Territoriums Weibchen, Familie oder Herde zu verteidigen. Das Territorium muß so groß sein, daß seine legitimen Bewohner darin genügend Futter pflanzlicher oder tierlicher Art finden. Es ist keineswegs die Lust am Spazierengehen, welche die Größe eines Tier-Territoriums bestimmt, sondern der Nahrungsbedarf. Ein Löwenpaar, eine Löwenfamilie, braucht ein riesiges Territorium von dreißig bis vierzig Quadratkilometer. Die Löwen müssen einen Grundbesitz beherrschen, auf dem so viele Beutetiere (Zebras, Antilopen, Warzenschweine usw.) leben, daß deren Bestand nicht abnimmt. Die Löwen müssen also – und entsprechend alle anderen Tiere – sozusagen aus den Zinsen leben. Sie dürfen das Kapital nicht angreifen, die Territoriumsbewohner dürfen nur so viele Beutetiere wegfräßen, als im gleichen Zeitraum wieder geboren werden. Sonst müßten sie eines Tages verhungern. Pflanzenfresser müssen entsprechend so große Territorien haben, daß sie niemals kahlgefressen werden.

Weil nun aber der Löwe im Zoo nicht über Rudel von Zebras und Antilopen zu verfügen braucht, weil ihm sechsmal in der Woche vom Wärter genügend Futter verabreicht wird, kann sein künstliches Territorium, sein Käfig oder sein Gehege, im Vergleich zum natürlichen Territorium tausend oder zehntausendmal kleiner sein.

Tiere spazieren nicht zum Vergnügen. Der Hauptreiz für Ortsbewegung im Freien ist der Zwang zur Nahrungsbeschaffung. Ein Löwe mit gefülltem Magen schlept sich lediglich an einen bequemen Platz im Schatten, um sich für ein paar Tage und Nächte der Verdauung hinzugeben, bis der Magen wieder knurrt.

Ein anderes Motiv für Bewegung ist das Aufsuchen eines brüftigen Weibchens, das jedoch erfolgt lediglich in Zwischenräumen von Monaten. Und

im Zoo wird auch das vom Wärter arrangiert. Ein drittes Motiv für Ortsveränderungen, die Bedrohung durch Feinde, etwa durch den Menschen, durch extreme Trockenheit oder durch Überschwemmungen, Buschfeuer usw. entfällt im Zoo ganz.

Im Zoo genießt das Tier Ruhe und Sicherheit, wie sie in der gefahrvollen Freiheit überhaupt nicht vorkommen.

Im Zoo werden dem Tier lebensgefährliche Kämpfe um den Besitz seines Territoriums mit benachbarten Artgenossen erspart. Ebenso wird ihm der harte Kampf um Futter und Wasser erspart und der oft verzweifelte Kampf um den Geschlechtspartner.

Andererseits hat das Zootier die Möglichkeit, sein reduziertes künstliches Territorium nach seinen artgemäßen Bedürfnissen und nach seinem individuellen Geschmack einzurichten, wenn man bei der Ausgestaltung seines Lebensraumes seinen Besonderheiten entgegenkommt.

Das Zootier liefert uns hinreichend Beweise dafür, daß es sich keineswegs als Gefangener, sondern eben als Grundbesitzer, als Herrscher in seinem Territorium fühlt: Das gutgepflegte Tier will seinen Käfig oder sein Gehege nicht verlassen, es verteidigt diesen ihm angewiesenen Raum-Ausschnitt sehr entschlossen. Das gilt für den Löwen genau so wie für den Affen, den Vogel oder die Eidechse. Höchstens der Wärter, als der vertraute, überlegene Artgenosse oder als der willkommene Futterbringer darf sich den Eintritt ins Territorium gestatten – und auch er nicht immer.

Es ist leichter, über dieses Thema Bücher zu schreiben als es in wenigen Zeilen beweisend darzustellen. Aber soviel darf ich nach rund vierzigjähriger tiergartenbiologischer Erfahrung mit Überzeugung zusammenfassen: Das sogenannte Freileben der Tiere ist bei weitem nicht so ideal, und das Zooleben bei weitem nicht so schlimm, wie sich das manche noch vorstellen – im Gegenteil. □